

NOAH
RICHTER

DIE
MORGEN
RÖTE

SIE NEHMEN DIR
DEIN LEBEN

ROMAN



erste
ausgabe

2021. Neun Monate vor der Bundestagswahl tritt der strahlende Popstar Götz Wolf mit seiner Bewegung *Die Morgenröte* in den Wahlkampf ein. Doch was als Verheißung einer neuen, besseren Zeit beginnt, entwickelt sich zu einem Schreckgespenst. Götz Wolf schart große Teile der Bevölkerung um sich, eine Welle der Gewalt zieht durchs Land mit dem Ziel, eine Diktatur zu errichten:

Georg Herzfeld ist 27, Influencer und mit seinen neun Millionen Followern der Star auf YouTube. Als sein Vater einen Selbstmordversuch unternimmt, seine Freundin schwanger wird, und er wegen eines Videos auf Schadensersatz in Millionenhöhe verklagt wird, gerät Georg in eine tiefe Lebenskrise. Bis Götz Wolf ihm Hilfe und Rettung verspricht. Getragen von der Idee, dem Land eine Vision der Zukunft zu geben, stürzt Georg sich in die Arbeit und merkt nicht, dass er einem dunklen Messias in den Abgrund folgt ...

NOAH RICHTER ist das Pseudonym eines erfolgreichen Autors von Drehbüchern, Theaterstücken und Spannungsliteratur. Das Thema Wählermanipulation treibt ihn schon länger um, sein neuer Thriller ist das Ergebnis monatelanger Recherche. Noah Richter lebt mit seiner Familie in Berlin.

Von Noah Richter ist bei Ullstein bereits erschienen:

2,5 Grad – Morgen stirbt die Welt

NOAH RICHTER

DIE
MORGEN-
RÖTE

SIE NEHMEN DIR
DEIN LEBEN

ROMAN

Ullstein

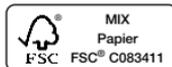
Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Sämtliche Handlungen und Personen in diesem Buch
sind frei erfunden.



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juli 2021

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: Composing-Elemente: © FinePic®, München /

Auge: GettyImages / EyeEm / © Rene Nortje / EyeEm

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der ITC Slimbach und Proxima Nova

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06319-5

Für Max

»Die Menschheit will betrogen werden, heißt es. Aber das stimmt nicht. Die Menschheit will verführt werden. Und um jemanden zu verführen, ist es wichtig, die Bedürfnisse, Wünsche und geheimen Sehnsüchte zu kennen. Was das angeht, ist die Morgenröte ein allmächtiger Gott, schlimmer noch als Facebook.«

Nellie Freitag, 10. Juni 2021

AUFBRUCH

Denkt ihr nicht auch manchmal, es wäre besser, wir hätten wieder einen König? Jemand mit Verstand, Erfahrung, Ausstrahlung, Geld, Stil. Jemand, der einfach cool ist. Ich stelle mir da so eine Mischung aus Wonder Woman, Albert Einstein und dem Alten Fritz vor. Vielleicht auch noch Götz Wolf. Jemand, der entscheidet, was richtig und was falsch ist, der die klaren Ansagen macht und uns sagt, wo es langgeht. Nicht so wie jetzt, wo jedes Problem endlos diskutiert wird, jeder geschlagener Trottel seinen unterkomplexen Senf dazugeben darf, endlos Experten angehört, Konferenzen abgehalten, Task Forces gebildet werden, damit am Ende WAS passiert? Nichts. Und wenn doch, ist es entweder falsch, oder es passiert so langsam, als würdest du Farbe beim Trocknen zuschauen.

Wenn du dir die politische Prinzengarde hier im Land ansiehst, fragst du dich doch, ob die echt sind oder ob jemand die von Madame Tussauds ausgeliehen hat und bei welchem Exemplar der IQ höher ist. Falls jemand einen Beweis braucht, dass die Menschheit von schleimigen Einzellern abstammt, hier ist er. Oder?

*Und jetzt stellt euch für einen Moment vor, jemand wie der Alte Fritz wäre unser König. Ich habe gestern auf Amazon eine Doku über den Mann gesehen. Der Philosoph auf dem Königs-
thron. Mit Mark Aurel als Vorbild fordert er sich selbst zu einem tugendhaften Leben auf, geleitet von Klugheit, Vernunft und Gerechtigkeit, sodass sich die Untertanen ein Beispiel nehmen können, hieß es da. Klingt das nicht verdammt cool? Kann da einer von denen, die im Bundestag sitzen, auch nur ansatzweise mithalten? Ich weiß, Fritze hat ein paar Kriege geführt, aber nur, weil die Franzosen, die Österreicher und die Russen ihm Sachsen wegnehmen wollten. Und da ich nun mal in Leipzig geboren*

bin und in Dresden wohne, hätte ich in dem Fall auch einen Krieg angefangen.

Es könnte von mir aus auch ein Diktator sein. Natürlich kein Kim Jong-un oder Assad oder der Papst. Der Papst hätte ja auch gar keine Zeit zum Regieren, der müsste sich ja den ganzen Tag mit all den Priestern rumärgern, die ihre Finger nicht von kleinen Jungs lassen können. Auch nicht so ein Schwachkopf wie Donald »grab them by the pussy« Trump. Vielleicht jemand wie Putin. Nur sollte der nicht so verbissen darum bemüht sein, sein Coming-out zu verhindern. Was ist mit dem Chinesen, dessen Namen ich mir nicht merken kann? Der Mann sagt jeden Tag seinen 1,4 Milliarden Landsleuten, was sie machen sollen. Und was machen die? Sie machen exakt das, was er sagt. Wenn nicht, kriegen sie einen Tritt in die Weichteile. Aber sehen die deswegen unglücklich aus? Habt ihr schon mal einen unglücklichen Chinesen gesehen? Rufen die: Wir wollen wählen dürfen? Wir wollen Netflix haben? Wir wollen, dass nichts vorangeht? Ich jedenfalls höre nichts aus dieser Richtung. Aber was weiß ich denn schon?

Das Allerbeste, also gewissermaßen der Goldstandard und die ultimative Lösung des Problems, ist natürlich, wenn moi euer König wäre. Ich weiß, das klingt für einige von euch Nörgelheinis ein bisschen größtenwahnsinnig, aber im Gegensatz zu euch habe ich mir gestern einfach mal anstelle eines Abendessens ein paar Gedanken gemacht. Und jetzt weiß ich genau, was in diesem Land passieren muss. Als Erstes würde ich den Klimawandel abschaffen, sämtliche Kriege beenden und jeden Deutschen verpflichten, zweimal pro Tag meine Show auf YouTube anzuschauen und mich zu liken. Damit das möglich ist, würde ich das bedingungslose Grundeinkommen für jeden einführen. Vor allem für meine Gegner. Danach müssten sämtliche Waffenhändler ihre Waffen an sich selbst testen, und ich würde

*Päderasten und Vergewaltiger zwingen, sich selbst zu ficken.
Oder?*

Sich selbst zu ficken. War das zu hart? Sogar für eine YouTube-Show? Sollte ich den Satz streichen? Vielleicht später. Der Rest klang aber doch schon mal nicht schlecht. Nur war es noch zu wenig. Der Opener meiner Show *Herzfelds Herzschlag* war normalerweise fünf Minuten lang. Drei hatte ich. Zwei fehlten noch. Zwei klingt nach nicht viel, allerdings sah es nicht so aus, als würde mir in diesem Leben noch was Besseres einfallen. Seit dem frühen Morgen saß ich im Wohnzimmer auf dem Sofa und zermarterte mir das Gehirn. Ich hatte noch vier Stunden Zeit, dann sollte der Text an Manuela gehen. Sie würde ihn lesen, mit ein paar Anmerkungen zurückschicken, die normalerweise darauf hinausliefen, dass ich den Mittelteil verbessern sollte. Und vielleicht den Schluss. Aber auf jeden Fall den Anfang. Noch drei Stunden fünfundvierzig. Langsam wurde ich nervös.

Zwei Stunden später saß ich immer noch da wie zuvor. Das Handy mit der Diktier-App in meinem Schoß, das Tablet mit den Notizen rechts neben mir. Um mich zu inspirieren, hatte ich im Zeitungsladen um die Ecke die *FAZ*, die *Süddeutsche*, *BILD*, *Spiegel*, *Super Illu*, *Sächsische Allgemeine*, *DROBS*, *Playboy* und *Bäckerblume* gekauft und auf unserem neuen gestylten Wohnzimmertisch aus recycelten Europaletten ausgebreitet. Im Fernseher lief ein Vorbericht zum Götz-Wolf-Konzert im Rudolf-Harbig-Stadion, die Dresdner Sensation des Jahres, auf meinem Notebook eine Reportage, in der langweilig über die Wahl im kommenden September berichtet wurde und langweilige Kandidaten einen noch langweiligen Sermon abliefern. Was für ein hirnloses Rumgeeiern. Das Ganze unter dem alten Karl-Kraus-Motto: Es genügt nicht, keine Gedanken zu haben, man muss auch unfähig sein, sie auszudrücken.

Vielleicht sollte ich den Müll runterbringen und den Taubendreck vom Fensterbrett abkratzen. Ich hatte bereits meine Plattensammlung neu nach Titeln sortiert und dann die Aktion wieder rückgängig gemacht, weil ich mich besser an Interpreten als an Titeln erinnern konnte. Was man eben so macht, wenn es mit der Arbeit nicht vorangeht und man auf der Suche nach Ersatzbefriedigung ist. Selbst Masturbation half nicht weiter, und das war wirklich niederschmetternd. Ich wollte diesmal unbedingt etwas Geistreiches über das Unglück sagen, in das uns die Regierung seit der Pandemie mit all den Pleiten, den Arbeitslosen und den vielen Toten gestürzt hatte. Ich wollte meinen Fans eine ermunternde Botschaft mit auf den Weg geben. Etwas, das sie aufrichten könnte, das ihnen Mut machte. Aber weit und breit ließ sich nichts davon blicken.

Entnervt stand ich auf, schleppte mich zum Kühlschrank,

starrte hinein. Vielleicht versteckten sich ja hier die genialen Ideen. Nein. Nur drei Himbeerjoghurts, ein Stück Käse, das mir langsam wie ein feindliches Wesen aus dem Weltall entgegenkroch, die Pizza von voriger Woche mit einem feinen grünen Flaum, Marmelade, Bier. Zwei Flaschen Weißwein boten sich an, ich lehnte dankend ab. Auf der Straße heulte ein Krankenwagen vorbei. In der Hoffnung, dass unser Viertel endlich mal etwas Interessantes zustande brachte, öffnete ich das Küchenfenster. Aber der Wagen bog in Richtung Elbe ab, und die Sirene verstummte. Eine fette Wolke schob sich vor die Sonne, die aufgeschreckten Tauben hockten sich wieder auf die Straßenslaternen und ließen mich einsam in meiner mentalen Wüste Gobi zurück. Seit zwei Wochen war ich allein in der Wohnung. Sophie besuchte ihre Eltern in Boston. Sie fehlte mir. Ihr endloses Reservoir an guter Laune. Die Geräusche, die sie machte, wenn sie mit zwei Fingern in ihr Notebook hackte, ihr Geruch, wenn ich die Nase in ihre Haare versenkte, die Berührungen ihrer warmen Hände. Ich stellte mir vor, wie ich ihr T-Shirt ... und da riss mich das Telefonklingeln aus meinem erotisierten Tiefflug.

Mein Vater. Auf der Mailbox. Die Nachricht war vier Stunden alt. *Ruf mich an*. Drei Worte. Das war alles. *Ruf mich an*. Kein *Hallo*, kein *Wie geht es dir?*, kein *Tschüss*, nur *Ruf mich an*. Obwohl ich es nicht anders von ihm kannte, nervte es mich jedes Mal endlos, wenn er mit diesem Befehlston um die Ecke kam. Ein Herzfeld bittet nicht, alte Bundesweherschule. Als ob das eine Entschuldigung wäre. Allerdings klang er diesmal seltsam kraftlos, als hätte er sich die Kante gegeben und die Nacht durchgemacht. Sollte ich zu ihm fahren? Und mir dann wieder anhören, dass ich mich nicht um ihn kümmerte, dass ich selbstsüchtig war, nur darauf wartete, dass er ins Grab steigt?

Mein alter Herr und ich hatten von Anfang an ein schwie-

riges Verhältnis gehabt. Er war nicht der Vater, den ich mir gewünscht hatte, und ich nicht der Sohn, den er erwartet hatte. Man muss es sich so vorstellen: Als ich im Kreißsaal aus meiner Mutter herausgeschlüpft war und ihn sah, wollte ich sofort wieder zurück. So ungefähr jedenfalls. Wir haben vom ersten Tag an miteinander gefremdelt, wie Stiefvater und Stiefsohn. Möglicherweise war es ja auch so. Obwohl meine Mutter es immer bestritten hatte. Aber mein Vater war blond, ich hatte braune Haare, er hatte grüne Augen, ich braune, er war dick, ich nicht. Er hatte ein klares Weltbild, dessen Paradies darin bestand, sich zu Tode zu schuften, ich gehörte zu der Generation, die über alles jammert und an den Weltuntergang glaubt. Er war ein Arschloch, ich nicht. Zumindest dachte ich das. Um damit halbwegs klarzukommen, hatte ich mir seine Strenge, die keine Herzlichkeit duldet, mit den asozialen Anforderungen eines Berufes erklärt. *Gehe früh ins Bett, stehe früh auf, hasse alle, die das nicht machen müssen, kriege eine Staublung, mache wiederum alle dafür verantwortlich außer dich selbst und sterbe mit fünfzig an Lungenkrebs.* Den Lungenkrebs hat er nicht hingekriegt, den Rest schon.

Ich rief ihn dann doch zurück. Wie immer. Er ging nicht ans Telefon. Auch wie immer. Umso besser. Trotzdem wuchs in mir eine komische Unruhe. Sollte ich mal nach ihm schauen? Bis nach Neustadt waren es sechs Kilometer.

Es war bereits dunkel, als ich vor dem Haus ankam. Die Straßenlaternen warfen ein mattes Licht, das kaum bis zum Boden reichte. Die Mülltonnen standen wie Soldaten in Reih und Glied auf der Straße, damit sie am nächsten Morgen geleert werden konnten. Im Gegensatz zu der Gegend, in der ich wohnte, war hier alles sauber und gepflegt. Als würde jemand statt seines Hundes einen Staubsauger spazieren führen. Ich stellte das Fahrrad in dem Ständer vor der Bäckerei ab und schloss die Haustür auf.

»Hallo? Ich bin's«, rief ich.

Auf dem Tisch im Wohnzimmer standen Weinflaschen, Bierflaschen, Cognac und Korn. Billiges Zeug von Aldi. Papiertüten von Lieferando neben Hosen, Hemden und Socken, Zeitungen und Papiertaschentüchern. *Mein Vater hat ein Sexleben gehabt*, dachte ich und wunderte mich, dass ich mich darüber wunderte. Auf dem Sofa lag eine Bettdecke, die Ränder waren grau. Ich stieg die knarrende Treppe hinauf, um im Schlafzimmer nachzusehen. An der Garderobe im Flur hing sein alter Wintermantel. Schuhe lagen kreuz und quer verteilt. Verfäulte Blätter und Schmutz von Spaziergängen bedeckten den Fußboden. Im Schlafzimmer roch es muffig nach altem Mann und schimmlichen Wänden. Als hätte er seit Wochen weder geduscht noch gelüftet.

»Papa?«

Wenn er nicht in der Wohnung war, blieb noch die Backstube. Um diese Uhrzeit? Ich eilte die Treppe wieder runter, rutschte auf der vorletzten Stufe aus und konnte mich gerade noch am Geländer festhalten, bevor ich lang hinschlug. Die Tür zum Verkaufsraum stand offen, was ungewöhnlich war, weil er eigentlich darauf bestand, alle Türen zu schließen,

damit die Wärme nicht entweichen konnte. Licht musste gelöscht werden, sobald man einen Raum verlassen hatte. Atmen war nur in Ausnahmefällen erlaubt, und dann auch nur ein Mal pro Minute. Ich blieb kurz stehen. Es roch unangenehm, als wäre ein Abfluss verstopft. Ein kalter Hauch wehte über meinen Nacken.

»Hallo?«

Immer noch keine Antwort. Ich durchquerte den Verkaufsraum und ging nach hinten in die Backstube. Dunkel. Lediglich das Deckenlicht warf einen kümmerlichen Schein in seine heilige Hölle. Und dann sah ich ihn. Er trug die übliche grau karierte Bäckerhose, die an ihm festgewachsen zu sein schien, und ein weißes T-Shirt. Er stand auf Zehenspitzen. Grinste er mich an?

»Papa?«, sagte ich. »Was machst du da?«

Noch während die letzten Buchstaben über meine Lippen stolperten, sah ich, was er machte. Er stand nicht auf Zehenspitzen, er hatte sich einen Strick um den Hals gelegt. Ein Seil, so dünn, dass ich es im ersten Moment übersehen hatte. Hinter ihm lag ein Stuhl auf die Seite umgekippt. Sein Körper war wie in einem Krampf erstarrt. Die Arme waren zur Seite gestreckt, die Finger gespreizt, die Zunge schaute blau zwischen den Lippen hervor wie ein Tier, das aus ihm herauskriechen will. Die Augen, als wollten sie ihre Höhlen verlassen. Schaum auf den Lippen. *Er hat sich das Leben genommen. Er hat sich erhängt. Und ich stehe hier, halte die Luft an, bin unfähig, auch nur einen Schritt zu machen. Der Boden unter mir bewegt sich, die Wände neigen sich gegeneinander. Es ist nicht wirklich. Es kann nicht wirklich sein,* dachte ich. Denn irgendetwas stimmte hier nicht. Irgendetwas in diesem Bild war falsch. Aber was? Zuerst sah ich es nicht. Doch dann. Blinzelte er? Ja, er blinzelte tatsächlich! Das hieß, er lebte! Ich stürzte auf ihn zu, umfasste

ihn an der Hüfte, hob ihn hoch, damit der Druck des Seils auf seinen Hals nachließ.

»Was machst du?«, schrie ich. »Bist du verrückt geworden?«

Er sah mich an, ein eigenartiger Aufruhr in den Augen. Dann hob er die Arme, legte die Hände auf meine Schultern, als wollte er sich abstützen. Aber im nächsten Moment merkte ich, dass er sich nicht abstützte, sondern mich von sich wegschob. Die Füße traten nach mir. Die Knie stemmten sich gegen meine Brust. Er schlug nach mir, traf mich im Gesicht.

»Hör auf!«, schrie ich ihn an.

Ich drehte den Kopf weg. Trotzdem trafen mich seine Fäuste immer wieder. Die Nase, die Wangen, den Hals. Um seinen Schlägen zu entgehen, musste ich ihn drehen und von hinten hochhalten. Dabei merkte ich, dass seine Hose feucht war. Er hatte sich vollgepinkelt und dem Geruch nach auch eingeschissen. Die Feuchtigkeit drang durch meinen Pullover, ich spürte die warme Nässe. Und die ganze Zeit zappelte er hin und her, griff nach hinten, fasste meine Haare und zog daran. Er wollte nicht gerettet werden. Er wollte sterben.

Meine Arme wurden schwer. Lange würde ich ihn so nicht mehr halten können. Irgendwie musste ich versuchen, das Seil zu lösen. Ich zog mit dem rechten Fuß den Stuhl herbei, kletterte darauf. Mit der linken Hand hielt ich ihn am Gürtel hoch. Aber es gelang mir nicht, den Knoten am Wasserrohr mit einer Hand zu lösen. Was jetzt?

Neben dem Ofen lag ein Messer. Damit ritzte er normalerweise die Oberseite der Brötchen ein. Ich ließ ihn los. Ein krächzendes Röcheln entwich seinem Mund, weiße Blasen quollen zwischen den Lippen hervor, seine Augen traten wieder aus den Höhlen. *Beeil dich, Georg.* Vom Stuhl heruntersteigen. Das Messer greifen, zurück auf den Stuhl. Das Seil war zwar dünn, aber fest, und ich musste eine Weile sägen, bis ich es durch-

trennt hatte. Dann endlich stürzte er zu Boden und ich mit ihm. Ich raffte mich schnell auf und konnte endlich seinen Hals aus der Schlinge befreien. Er riss den Mund auf, sog die Luft ein, hustete, zuckte krampfend.

»Warum hast du das gemacht?«, fragte ich.

Er packte mich an den Haaren, zog mich zu sich heran, sein Mund nahe an meinem rechten Ohr. Er krächzte irgendetwas, das ich nicht verstehen konnte.

»Was sagst du?«

Er hob den Kopf, seine Lippen berührten meine Ohrmuschel.

»Wieso ... hast du ... so lange ... gebraucht?«

»Ich wusste doch nicht, dass du dich umbringen willst«, sagte ich.

Er ließ meinen Kopf los, sah mich an. Entsetzt, wütend, als würde er die Schuld von siebenundzwanzig Jahren auf mich türmen. Dann knallte sein Kopf auf den Boden, und er schloss die Augen.

»Papa!«

Ich rüttelte an seinen Schultern, schlug ihm auf die Wangen, schrie ihn an. Ich hatte keine Erfahrung mit Selbstmordversuchen. Ich wusste nicht, was der Entzug von Sauerstoff anrichtet, wie lange es dauert, bis das Gehirn irreparable Schäden erleidet, und wie ich in irgendeiner Weise Erste Hilfe leisten konnte. Aber ich erinnerte mich dunkel an den Kurs, den ich während der Führerscheinprüfung ablegen musste. Darin war uns gesagt worden, dass wir zuerst den Selbstschutz berücksichtigen sollten, was hier aber nicht nötig war, da er aufgehört hatte, nach mir zu schlagen. Danach musste überprüft werden, ob die betroffene Person bei Bewusstsein war. Gegebenenfalls sollte man laut um Hilfe rufen. War die Person nicht bei Bewusstsein, sollte man überprüfen, ob sie überhaupt noch lebte. Das konnte man feststellen, indem man die Atmung kontrollierte.

Ich ging das Prozedere so ruhig wie nur möglich an. Griff unter seine Schultern, hob meinen Vater leicht hoch, neigte seinen Kopf nach hinten und hielt das Kinn fest. Der Brustkorb bewegte sich. Das war schon mal gut. Ich hielt das rechte Ohr über seinen Mund und spürte seinen schwachen Atem. Er lebte noch. Ich wählte die 112.

Keine fünf Minuten später hielt der Notarztwagen des Roten Kreuzes vor der Bäckerei. Mein Vater wurde beatmet und in den Krankenwagen verladen. Ich durfte ihn auf der Fahrt in die Klinik begleiten. Saß neben der Liege, auf der er festgeschnallt war, und wagte nicht, seine Hand zu nehmen. Der Arzt sagte, er würde durchkommen. Ich nickte. Es war seltsam. Obwohl ich so oft wütend auf ihn gewesen war, ihm manchmal die Pest an den Hals gewünscht hatte, berührte mich der Satz. Und plötzlich schlich sich eine tiefe Angst an. Es war, als würde jemand nach meinem Herz greifen und es zusammendrücken. Ich senkte den Kopf, weil ich nicht wollte, dass der Arzt sah, wie mir die Tränen in die Augen schossen.

Auf dem Boden des Krankenwagens lag ein Brief von der Deutschen Bank. Er musste meinem Vater aus der Hosentasche gefallen sein.

Vor einer Stunde hätte das Konzert beginnen sollen, und die Polizeiführung überlegte immer noch, ob es nicht das Beste wäre, die Veranstaltung komplett abzusagen. Statt dreißigtausend zugelassenen Zuschauern befanden sich inzwischen mehr als fünfundvierzigtausend im Rudolf-Harbig-Stadion. Der Ort war zu einem Pulverfass geworden, und ein einziger Funke würde genügen, damit die Situation eskalierte. Viele Fans waren betrunken, auf den Rängen wurden die Sitze aus den Verankerungen gerissen, hie und da fingen Besucher an, sich zu prügeln. Die Alternative war kaum weniger riskant. Götz müsste rausgehen, sich ans Klavier setzen, seine Fans beruhigen und das Konzert halbwegs kontrolliert über die Bühne bringen. Es war ja nicht das erste Mal, dass sie gründlich durchdrehten. Das konnte er schaffen. Aber er fragte sich, ob er sie diesmal nicht einfach laufen lassen sollte. Sie nicht beruhigen, wie er es sonst immer tat. Er wollte es spontan entscheiden, sobald er auf der Bühne stand.

»Eine Bande unfähiger Idioten«, schimpfte er, als er von der Besprechung zurück in seine Garderobe ging, wo eine Reporterin von der *Sächsischen Allgemeinen* auf ihn wartete. Sie hatte es in dem Tohuwabohu geschafft, bis zu ihm vorzudringen. Dass sie erst fünfundzwanzig war, blond und durchaus hübsch zu nennen, hatte erheblich geholfen. Mit einem Zwinkern hielt sie ihren Kameramann an, immer auf den Superstar draufzuhalten. Das war nicht besonders schwer, weil der Raum nur etwa zwölf Quadratmeter groß war und Götz der Kamera kaum entweichen konnte.

»Ein Jahr haben die Zeit gehabt, das Konzert zu organisieren. Ein Jahr! Und trotzdem endet es im Chaos«, knurrte Götz. Er war außer sich, während er versuchte, in seine schwarzen

Cowboystiefel zu schlüpfen. Ausgelatschte Boots, die er schon so oft hatte reparieren lassen, dass fast nichts mehr daran original war.

»Aber da sind sie nicht die Einzigen«, schimpfte er. »Angefangen bei der Kanzlerin bis zu dem letzten unfähigen Volltrottel auf irgendeinem Bürgermeisterstuhl in irgendeinem Provinzkaff geben sie sich alle Mühe, das Land zu ruinieren. Und wie machen sie das?«

Er sah die Reporterin fragend an, woraufhin ihre Gesichtsfarbe von Blass zu Hellrot wechselte. Sie war noch neu in dem Geschäft, und das hier war ihre erste große Reportage. Und dann auch noch mit Götz Wolf. Sie legte eine blonde Strähne hinter das rechte Ohr, schob ihre Brille zurecht und wollte gerade zu einer Reihe von Ähs ansetzen, als Götz die Frage selbst beantwortete.

»Indem sie zuallererst sich selbst versorgen, dann ihren Freunden Posten zuschanzen und nach ihrer Amtszeit bei den Unternehmen anheuern, denen sie vorher die Kohle bis zum Anschlag hinten reingeschoben haben. Währenddessen verlieren Millionen ihre Jobs, gehen mit ihren kleinen Geschäften pleite, fliegen aus ihren Wohnungen. Wann wart ihr beiden zuletzt am Bahnhof?«

Er deutete abwechselnd auf die Reporterin und den Kameramann.

»Ich vor einer Woche. Da bin ich nach Paris gefahren«, sagte die Reporterin stolz.

Götz zog den Bauch ein, damit er den obersten Knopf seiner Jeans zumachen konnte.

»Das meine ich nicht. Hast du dir mal die Caritas am Bahnhof angesehen? Ich bin vorhin da vorbeigefahren. Da hängen jetzt nicht mehr nur die Penner rum. Da sind Frauen mit Kinderwagen, Schüler, Männer in Anzügen, Alte, Junge. Die stehen

da mit gesenkten Köpfen und verschämten Blicken und warten auf einen Teller Suppe, ein Stück Brot und einen Becher Tee.«

Das Bild hatte ihn zuerst gerührt und dann wütend gemacht. Weil niemand sich um sie kümmerte, weil man sie alleinließ. Wer wollte den Leuten verübeln, dass sie stinksauer waren. Dass sie die Schnauze voll hatten und sich den Radikalen zuwandten, bei Demonstrationen anfangen zu plündern. Keine Klamotten, keine Elektronik, sondern Essen!

»Interessiert das jemanden?«

»Ja«, sagte die Reporterin, »dich ... ich meine Sie. Sie haben so viele tolle Lieder, die den Menschen Mut und Hoffnung machen.«

»Blödsinn. Lieder, Musik, was ändert das denn? Ich mache das seit zwanzig Jahren. Und hat sich was gebessert?«

Wieder so eine rhetorische Frage, auf die die Reporterin keine Antwort wusste.

»Ich bin doch nur der Clown, der Pausenfüller zwischen den großen Nummern, bei denen wir alle in den Arsch gefickt werden. Ich singe vom Leben der einfachen Leute, und alle jubeln mir zu. Dabei bin ich nicht besser als das verdammte Fernsehen, die blinkenden Shoppingmalls und die öden Skandale in den Zeitungen.«

Das Gebrülle aus dem Stadion drang bis in die Garderobe herein. Götz hielt kurz inne, als er das Hemd zuknöpfte. Noch fünf Minuten.

»Ihr müsst jetzt gehen«, sagte er. »Vielleicht sehen wir uns noch nach dem Konzert.«

Er schickte die Reporterin und ihren Kameramann aus der Garderobe, konzentrierte sich, versank für ein paar Minuten in einer Instant-Meditation. Dann war er bereit. Ließ sich von der Tourmanagerin durch die endlosen Gänge führen. Der Lärm war die Navigation. Vorbei an den Mitarbeitern, die für die

Backstage zuständig waren. Ein Vorhang wurde beiseitegeschoben. Götz Wolf trat auf die dunkle Bühne hinaus, der Scheinwerfer erfasste ihn, und während er zum Klavier ging, rollte ein Sturm der Begeisterung wie ein Tsunami über die Bühne. Fünfundvierzigtausend, dicht gedrängt wie ein einziger Körper, schrien sich die Seele aus dem Leib. Die Absperrgitter, einen Meter von der Bühnenkante entfernt, ächzten und klapperten. Ordner hatten alle Hände voll zu tun, die Meute in Schach zu halten. Hoben die Ohnmächtigen aus der Menge und übergaben sie den Sanis.

Götz saß unterdessen unbeweglich auf dem Klavierhocker. Den Kopf leicht gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet. Im Licht des goldgelben Scheinwerfers sah er aus wie der Held eines Superheldenfilms. Er war fast zwei Meter groß, leicht übergewichtig, blond wie ein Siegfried, Locken bis zu den Schultern. Blaue Augen, eine kleine, filigrane Nase und darunter volle, sinnliche Lippen. Er trug ein weißes Hemd, dessen Ärmel er bis über die Ellbogen hochgekremgelt hatte. So wartete er bei jedem Konzert, bis die Menge sich beruhigte. Das konnte schon mal ein paar Minuten dauern. Aber er fing nicht an, bevor es absolut still war. Dann legte er die Hände auf die Tasten.

Auf der Playlist standen fünfundzwanzig Songs. Zuerst der aktuelle Hit *Die Heldin*. D-Dur, einzelne Töne mit der rechten Hand wie Perlen an einer feinen Schnur. *Sie ist die Heldin aus den stolzen Träumen, das Fühlen, das Lachen und das Fliegen / Auf dem Weg in den Himmel auf Erden und das Lied vom Fallen und Liegen*. Es begann leise, fast schüchtern und steigerte sich zum Ende hin zu einem gewaltigen Crescendo, indem er die Akkorde beidhändig ins Klavier hämmerte. Als der letzte Ton verklungen war, hatte er seine Fans gebändigt, hielt sie in Händen. Die Ungeduld, weil sie so lange hatten warten müssen, entlud sich nun in Begeisterung und Freude. Rote Rosen flogen

auf die Bühne. Plüschtiere, BHs und Slips. Schilder wurden hochgehalten. *Heirate mich. Ich liebe dich. Ich will ein Kind von dir.* Eben all das, womit die überquellenden Herzen sich Luft verschaffen konnten.

Götz drehte sich auf dem Klavierhocker langsam zum Publikum hin. Er öffnete den ersten Knopf an seinem Hemd, was zu weiteren Gefühlsentladungen führte. Dann nahm er das weiße Handtuch, das jeden seiner Auftritte begleitete, und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Eigentlich sah der Ablaufplan vor, dass er die Songliste herunterspielte, in den Pausen dazwischen ein paar Anekdoten erzählte, traurige, lustige, schlüpfrige, und am Ende dem Publikum eine halbe Stunde Zugabe gewährte. So lief es immer ab. Nur nicht an diesem Abend. Er ging zu dem zweiten Mikrofon, das am Bühnenrand stand. Schaute seine Fans an, als würde er sie alle persönlich kennenlernen wollen, als würde er wissen wollen, wer das ist, zu dem er gleich sprechen will. Keine anonyme Masse, sondern eine Versammlung von Individuen und Schicksalen. Er schwieg. Fünf Sekunden, zehn Sekunden, zwanzig Sekunden, eine gefühlte Ewigkeit. Er senkte den Kopf, hielt das Mikro so nahe an den Mund, dass man hören konnte, wie er atmete.

»Es war der neunte Februar 1980. Ich erinnere mich noch genau, als wäre es gestern gewesen. Meine Mama war an dem Tag früher als sonst nach Hause gekommen. Meine Schwester Marie, mein kleiner Bruder Andreas und ich haben ihr die schweren Einkaufstaschen abgenommen. Sie hat nichts gesagt, hat sich nur an den Küchentisch gesetzt und geheult. Neckermann hatte ihr gekündigt, weil es zu viele Buchhalterinnen waren. Meine Schwester hat sie gefragt, warum sie nicht zum Arbeitsamt geht. Aber das wollte sie nicht. Sie war ein Sturkopf, wie ihr es noch nicht erlebt habt. Auf ihrem Schädel hätte man Holz hacken können. Sie hat dann drei Jobs angenommen, um

uns Kinder durchzubringen. Frühmorgens hat sie Zeitungen ausgetragen, mittags im Rathaus geputzt und abends in einer Kneipe bedient. Fünf Jahre lang. Und dann ist sie eines Morgens nicht mehr aufgewacht. Ich hab *Die Heldin* für sie geschrieben.«

Er flüsterte die Strophe. *Sie ist für jeden da, nur nicht für sich, ist für jeden da, nur nicht für sich.* Hielt das Mikro mit beiden Händen, als brauchte er den Halt. Und alle sahen, dass die Erinnerung ihm Tränen in die Augen getrieben hatte. Jetzt hob er wieder den Kopf. Wischte die Tränen weg. Schaute ins Publikum, hielt die Hand wie einen Schirm an die Stirn, blinzelte, weil die Scheinwerfer ihn blendeten.

»Viele von euch haben in den vergangenen Monaten ihren Job verloren. Man hat euch gesagt, dass ihr und die, die euch entlassen haben oder euch in die Pleite getrieben haben, dass ihr alle im selben Boot sitzt. Aber das stimmt nicht. In diesem Boot gibt es den Maschinenraum. Ganz tief unten, wo die Krankenschwestern, die Müllkutscher, die Bauarbeiter, die Verkäuferinnen, die Kindergärtnerinnen, die Kraftfahrer, die Mütter hocken und den Laden am Laufen halten. Dann gibt es die Innenkabinen, wo die Ärzte und Angestellten und Beamten sitzen und sich den Arsch aufreißen. Dann die Außenkabinen mit den Leuten von den Zeitungen, die Schriftsteller, die schlaue Bücher über euch schreiben, ohne zu wissen, wie euer Leben wirklich aussieht. Und dann ganz oben die Brücke und das Sonnendeck für die Politiker, Unternehmer, Banken. Die ihr Luxusleben nur leben können, weil ihr wie die Blöden schuftet. Und was ist der Dank? Wenn sie euch nicht mehr brauchen, entlassen sie euch. Machen die sich Gedanken um euch?«

Er nahm das Mikro aus der Halterung, setzte sich an den Bühnenrand. Die Kameras übertrugen das Bild auf die riesigen

Leinwände, die rechts und links von der Bühne aufgebaut waren.

»Nein, das machen sie nicht. Für die seid ihr nicht mehr als ein Haufen Idioten. Ihr sollt nicht darüber nachdenken, was ihr braucht. Ihr sollt nicht sagen, dass ihr Angst um eure Zukunft und die eurer Kinder habt. Ihr sollt euer Leben als Schicksal ansehen, das ihr sowieso nicht ändern könnt. Wenn ihr unzufrieden seid, sollt ihr shoppen gehen, wenn ihr frustriert seid, sollt ihr fernsehen und euch besaufen, und wenn ihr nicht mehr weiterwisst, sollt ihr euch die Kugel geben.«

Es war ein kalter Spiegel, den er seinen Fans vorhielt. Einer, der ihnen nicht schmeichelte. Sie hingen ungeduldig und gespannt an seinen Lippen. Worauf wollte er hinaus?

»Ihr seid selbst daran schuld, dass es euch so beschissen geht, sagen sie. Aber das stimmt nicht, ihr seid nicht schuld daran. Und trotzdem seid ihr die Einzigen, die es ändern können.«

Er deutete ins Publikum, sah denen in den vorderen Reihen in die Augen. Ohne es zu merken, hatte er sich entschieden, sie nicht zu beruhigen, ihnen nicht zu sagen, dass alles gut werden wird. Er zeigte auf ein Pärchen direkt vor ihm.

»Du und du. Ihr müsst den Politikern und den Firmenbossen sagen, dass ihr euch nicht mehr alles gefallen lasst, dass ihr keine Schafe seid, die man einfach so schlachten kann. Dass ihr lange genug verarscht worden seid. Dass ihr die Scheiße nicht mehr ertragt. Und dass jetzt die Zeit gekommen ist, in der ihr euch zu wehren beginnt.«

Die letzten Sätze hatte er so laut in das Mikrofon gebrüllt, dass es zu Übersteuerungen kam. Die Rückkopplungen jagten durch das Stadion, als würden Raubvögel angreifen. Das Publikum tobte, schrie. Das Pulverfass, von dem der Polizeichef gesprochen hatte, war bereit und wartete darauf, dass Götz

Feuer an die Lunte legte. Er sah es. Er stand auf, blieb am Bühnenrand stehen und ließ die Meute eine Weile toben. Er genoss mit einem Schaudern die Macht, die er in solchen Momenten hatte. Ein Wort genügte, und seine Fans würden aus dem Stadion stürmen und alles kurz und klein schlagen. Sie würden ihrer Wut, die er hochgekitzelt hatte, freien Lauf lassen. Aber das durfte nicht geschehen. Nicht heute. Er wusste um die Verantwortung, die jeder hat, der auf einer Bühne steht und dem Zehntausende zujubeln. Er musste sie steuern, ihre Erregung kanalisieren.

»Ich werde euch bei diesem Kampf unterstützen. Mit allem, was ich habe. Mit jeder Faser meines Körpers. Ich konnte nicht für meine Mama kämpfen, weil ich zu klein und dünn und ohnmächtig war. Und weil ich Angst hatte. Heute habe ich keine Angst mehr. Ich bin groß. Und ein bisschen dick. Ich gebe es zu. Aber das heißt auch, dass niemand an mir vorbeikommt.«

Die Leute lachten. Er machte wieder eine Pause. Und dann sagte er einen Satz, von dem er wusste, dass er sein Leben radikal verändern würde. Es war eine spontane Entscheidung, zu der er sich in den letzten Minuten selbst gedrängt hatte. Götz hob die Hände in die Höhe, er musste brüllen, um den Lärm zu übertönen.

»Ich will den ganzen Weg mit euch gehen ... und deswegen gebe ich hiermit meine Kandidatur für die Bundestagswahl bekannt.«

Kaum hatte er den Satz ins Publikum geschleudert, brach ein Sturm los.

»Ich weiß auch noch nicht genau, wie das alles gehen soll. Aber ich werde für euch kämpfen. Und wir werden zusammen eine großartige Bewegung sein. Und diese Bewegung wird Morgenröte heißen.«

Er spielte das Konzert zu Ende. Dreieinhalb Stunden. Ver-

ausgabte sich und riss sich wie üblich auf dem Höhepunkt das Hemd vom Leib. Als das Konzert vorbei war, kam es rund um das Stadion zu schweren Ausschreitungen. Lorenz Ziffer rief ihn noch in derselben Nacht an, um ihm zu gratulieren. Er wollte sich so bald wie möglich mit Götz und Amalia zusammensetzen, um über die Morgenröte zu sprechen.

Er lag im Koma und musste künstlich beatmet werden. Die Ernährung erfolgte über einen dünnen Schlauch, der in seinem rechten Nasenloch verschwand. Unzählige weitere Schläuche führten zu Geräten, die seine Vitalfunktionen überwachten. Ich besuchte ihn einmal pro Tag, hielt mal seine linke Hand, dann wieder die rechte, sprach mit ihm, als wäre er bei Bewusstsein. Er antwortete nicht. Aber das war nichts Besonderes. Mein Vater hatte sein Leben lang nicht viel geredet. Übrigens auch nicht zugehört. Jetzt gönnte er mir noch nicht mal ein Blinzeln, keinen Händedruck, eigentlich überhaupt keine Reaktion.

Als Frau Dr. Raabe auftauchte und nach einer Patientenverfügung fragte, wusste ich nicht, was das ist. Sie erklärte mir, dass ohne das Papier nicht entschieden werden konnte, was mit meinem Vater passieren sollte. Es konnte ja sein, dass er noch Wochen oder Monate im Koma lag. Sie zeigte mir Aufnahmen, die sie mit einem MRT gemacht hatten.

»Teile seines Gehirns sind durch die Unterbrechung der Blutzufuhr und damit der Unterversorgung mit Sauerstoff geschädigt«, sagte sie. »Dadurch sterben im gesamten Gehirn Zellen ab. Man nennt es eine ›hypoxische Hirnschädigung‹, hervorgerufen durch Mangelversorgung mit Sauerstoff.«

Ich sah nur graues und weißes Gewebe.

»Es sieht so aus, als wären Sprachzentrum, Bewegungszentrum, Lesen und räumliches Denken irreparabel zerstört. Wenn Ihr Vater wieder aufwachen sollte, ist er nicht mehr der Mensch, den Sie gekannt haben«, sagte sie.

Ich sah meinen Vater an. Er lag still, aber nicht friedlich. Die Stirn in Falten gezogen, als würde er mir immer noch nicht verzeihen, dass ich ihn vor dem Tod bewahrt hatte, die Mundwinkel grimmig nach unten gezogen.

»Falls es eine Patientenverfügung gibt, in der Ihr Vater festgeschrieben hat, wie er behandelt werden will, bringen Sie die bitte beim nächsten Besuch mit«, sagte Frau Dr. Raabe.

Nachdem sie gegangen war, meinte der Krankenpfleger, er habe schon einige Patienten wie meinen Vater gesehen.

»Wenn die aufwachen, sind sie nur noch Gemüse«, sagte er.

Einen Moment lang spürte ich den starken Impuls, ihm die Fresse zu polieren.

Vom Krankenhaus aus fuhr ich in die Schießgasse. Ich hatte eine Vorladung von der Kripo erhalten, musste warten und durfte mir anschauen, wie ununterbrochen Leute mit Handschellen gefesselt in die Polizeistation gebracht wurden. Einige hatten Morgenröte-Sticker auf ihre Jacken genäht. Nach einer Stunde erschien ein Bulle mit Glatze, Sonnenbrille und schlechter Laune. Er sah aus wie ein Boxer, stellte sich als Hauptkommissar Fabich vor, während wir die Treppe hinauf in den zweiten Stock in sein Büro gingen. Ich war überrascht, wie klein das Zimmer war. Das Mobiliar alt, der Fußboden an den Rändern schmutzig, das Poster von Dynamo Dresden eingerissen. Postkarten, die seine Kollegen von Urlaubsreisen geschickt hatten, waren mit Nadeln an eine Schranktür geheftet. Ein weiteres Poster, diesmal von Götz Wolf, auf dem er auf dem Flügel steht und sich das Hemd vom Körper reißt. Das Poster beruhigte mich. Jemand, der Götz Wolf hörte, konnte kein schlechter Mensch sein. Ein paar Erbauungssprüche in Ikea-Rahmen. *Jeder Berg wird mit dem ersten Schritt erklommen. Wenn du an etwas zweifeln willst, zweifle an deinen Grenzen. Gefahr ist real, Furcht ist eine Wahl.* Nichts in dem Büro passte zueinander.

Ich musste auf einem Stuhl neben seinem Schreibtisch Platz nehmen und zum dritten Mal erzählen, wie ich meinen Vater vorgefunden hatte. Er tippte meine Aussage geduldig in ein

Notebook, das er vermutlich aus dem Naturhistorischen Museum ausgeliehen hatte.

»Wir haben das Handy Ihres Vaters ausgewertet«, sagte er.

Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Aber vielleicht war es auch gar keine Frage. Jedenfalls hatte ich kein Fragezeichen gehört.

Er löste die Hände von dem Notebook und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Die Rückenlehne ächzte, und ich wartete darauf, dass sie brach. Das wäre doch mal ein lustiger Moment und würde das Autoritätsgefälle ein wenig verrücken, dachte ich. Aber den Gefallen tat mir die Lehne nicht.

»Sie machen Videos auf YouTube.«

Ich nickte.

»Damit kann man Geld verdienen?«

Ich nickte.

»Und wie geht das vonstatten?«

»Durch Werbung. Ich habe neun Millionen Follower. Die sehen sich die Werbung auf meinem Kanal an.«

»Follower sind so was wie Abonnenten?«

Ich nickte erneut und fragte mich, warum er das wissen wollte. War es Polizeitaktik, wie man sie in jedem Fernsehkrimi vorgeführt bekam? *Rede über belangloses Zeug, wiege den Verbrecher in Sicherheit und führe ihn dazu, zuletzt unter Tränen und in Verzweiflung die Wahrheit zu gestehen.* Ich hatte meinen Vater nicht umgebracht, aber was wäre, wenn er mir nicht glauben sollte?

»Und was verdient man da?«, fragte er.

Ich sah ihn erstaunt an.

»Sie müssen das nicht sagen, das hat nichts mit dem Fall zu tun. Ich frage nur, weil meine Tochter auch Videos macht. Jetzt will sie nach der Schule nicht studieren, sondern als YouTuberin Geld verdienen. Vielleicht kennen Sie meine Kleine.«

»Wie heißt sie?«

»Daniela. Aber sie nennt sich Leela.«

»Und ihr Kanal?«

»Leela Q. Es ist ein Wortspiel mit lila Kuh. Das war früher eine Werbung für Milka-Schokolade.«

Er sagte das so stolz, als wäre es seine Idee gewesen.

»Ich weiß«, antwortete ich. »Zweineunzehn habe ich etwas über drei Millionen brutto durch Werbung, Abos und Merchandise gemacht.«

»Okay«, sagte er.

Er richtete sich abrupt auf und legte die Hände zurück auf die Tastatur seines Notebooks. Die Summe hatte ihn sichtlich beeindruckt. Vielleicht stellte er sich gerade vor, wie die lila Kuh Millionärin wurde, und er musste mit ein paar Tausend Euro pro Monat nach Hause gehen.

»Wie war das Verhältnis zu Ihrem Vater?«

»Schwierig.«

»Wegen Geld?«

»Es ist schon schwierig gewesen, als ich noch nicht wusste, was Geld überhaupt ist. Es hat angefangen, als meine Mutter von zu Hause weggelaufen war.«

Er warf einen Blick in die Papiere neben dem Notebook.

»Da waren Sie sieben. Muss für Ihren Vater schwer gewesen sein.«

»Ja klar«, antwortete ich. »Wie das so ist, wenn die Frau abhaut. Papa ist stinksauer, und der kleine Georg freut sich, weil seine Mama ihm die Playstation nicht mehr verbieten kann.«

Er sah mich irritiert an. Sarkasmus war nicht sein Spezialgebiet. Das war schon mal klar.

»Den Brief von der Deutschen Bank haben Sie im Krankenwagen gefunden?«

»Er muss ihm aus der Tasche gefallen sein.«

Eine Weile suchte er in der Akte, die er zu dem Fall angelegt hatte. Als er den Brief fand, las er ihn und schüttelte den Kopf. Vielleicht hatte er auch schon unangenehme Erfahrungen mit Banken gemacht.

»Und Sie glauben, dass Ihr Vater deswegen versucht hat, sich umzubringen?«

Mein Vater hatte sein Leben lang über Banken geschimpft. Sein Standardspruch ging so: »Wenn die Sonne scheint, wollen die Scheißkerle dir einen Regenschirm verkaufen, aber wehe, es fängt mal an zu regnen.« Ich hatte versucht, ihm zu erklären, dass Banken Geld verdienen wollen. Und dass die am meisten Geld verdienen, wenn jemand in Not ist. Machte er als Bäcker ja auch, nur in anderen finanziellen Dimensionen.

»Sie haben diesen ...«

Er blätterte wieder in der Akte.

»Hermann Ritter«, half ich aus.

»Richtig, Hermann Ritter. Sie haben auf YouTube gesagt, Sie würden dem Schwanzlutscher sein Ding abschneiden und es ihm in den Arsch schieben.«

Er lehnte sich wieder zurück. Der Stuhl ächzte erneut unter seinem muskulösen Körper, hielt aber immer noch stand. Die beiden schienen ihre Grenzen zu kennen.

»Das mit dem Schwanzlutscher habe ich nur gesagt, weil ich wütend war«, versuchte ich eine zugegeben schwache Ausrede.

»Und Sie glauben, wenn Sie wütend sind, dürften Sie über jemanden so reden? Auf YouTube und Facebook und Twitter, und wie das Zeug alles heißt.«

»Ja. Wobei ich eigentlich nichts gegen Schwanzlutschen habe. Den Rest habe ich allerdings genau so gemeint.«

»Ich verstehe Leute wie Sie nicht. Ihr denkt, weil ein paar Millionen Leute sich das Zeug anschauen, was Sie und Ihre

Kollegen da jede Woche produzieren, gibt es für euch keine Grenzen?»

»Es ist interessant, dass Sie von Grenzen sprechen«, sagte ich. »Mein Vater hat sein Leben lang wie ein Ochse geschuftet. Er ist morgens um drei aufgestanden, damit ein Wichser wie Hermann Ritter Brötchen auf dem Tisch hat. Und dann kündigt die Bank, deren Chef dieser Hermann Ritter ist, von einem Tag auf den anderen alle Kredite, weil das Privatkundengeschäft umstrukturiert werden soll, oder wie diese Scheiße heißt. Und Sie reden von Grenzen?«

Ich hatte mich ein bisschen aufgeregt, aber das schien ihn nicht zu beeindrucken.

»Dieser Hermann Ritter hat den Brief mit Sicherheit nicht selbst geschrieben«, sagte er.

»Das weiß ich. Aber er ist dafür verantwortlich, dass solche Briefe geschrieben werden. Meinen Sie nicht? Sie machen ja auch nicht die Gesetze, nach denen Sie jemanden verhaften.«

»Wissen Sie eigentlich, warum Sie hier sind?«, fragte er.

»Nein.«

»Paragraf 241 Strafgesetzbuch. *Wer einen Menschen mit der Begehung eines gegen ihn oder eine ihm nahestehende Person gerichteten Verbrechens bedroht, wird mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder mit Geldstrafe bestraft.*«

Er sagte das so, als würde er sich jetzt schon darauf freuen.

»Ich rate Ihnen, sich auf die Suche nach einem guten Strafverteidiger zu machen. Kennen Sie da jemanden?«

Ja klar, schließlich stehe ich ja einmal pro Woche wegen Mord und Totschlag vor Gericht, dachte ich, sagte ich aber nicht.

»Und da ist noch was. Ich sage Ihnen das unter uns. Ich werde von meiner Seite alles tun, damit die Staatsanwaltschaft Anklage erhebt. Und dann hoffe ich, dass Sie in den Knast

kommen und da genug Zeit haben, darüber nachzudenken, was Sie in Ihren YouTube-Shows alles von sich geben.«

»Mit Sicherheit werde ich nach einem Jahr Knast noch berühmter sein.«

»Möglich. Aber auf alle Fälle ist ein hübscher Kerl wie Sie danach keine Jungfrau mehr.«

Als er meine Aussage ausdrücken wollte, hatte sein Notebook keine Verbindung zum Drucker. Ich hätte ihm helfen können, das Problem zu beheben. Er hätte lediglich das LAN-Kabel in seine Maschine stecken müssen. Aber ich hatte meinen Spaß daran zuzuschauen, wie er versagte. Er holte eine Kollegin, die ihn auf das Kabel hinwies. Danach unterschrieb ich meine Aussage, ohne sie noch mal durchzulesen. Die Vorladung war damit zu Ende. Ich nahm eine Autogrammkarte mit aufgedruckter Unterschrift aus der Jacke und schrieb noch etwas Persönliches darauf. *Für Leela von Georg, denk dran, immer ein Messer mitzunehmen.* Dann malte ich noch drei Herzchen dazu. Er las die Karte. Einen Moment lang dachte ich, er würde mir eine reinhauen. Aber er warf mich lediglich aus seinem Büro. Ich ging mit einem unguuten Gefühl. Es wäre besser gewesen, ich hätte mich nicht so hinreißen lassen.

Es war vier Tage her, dass ich meinen Vater in der Backstube gefunden hatte. Und mit jedem Tag wurde meine Wut auf Ritter größer. Natürlich hatte er meinem Vater die Schlinge nicht persönlich um den Hals gelegt. Und er hatte auch nicht den Stuhl unter seinen Füßen weggetreten. Aber das musste er auch nicht. Man kann einen Menschen umbringen, ohne sich die Hände schmutzig zu machen. Alles, was man tun muss, ist, ihm die Zukunft zu rauben.

Ich saß in der Küche, las den Brief wieder und wieder. Die Unbekümmertheit und Kälte, mit der diese Leute vorgingen, war furchtbar. Dieser Kommissar, ich hatte seinen Namen schon wieder vergessen oder verdrängt, hatte die Ermittlungen eingestellt, weil die Beendigung eines Kreditverhältnisses nicht als Tötungsabsicht gewertet werden konnte. *Natürlich nicht, ihr verdammten Wichser*, dachte ich. Fabich hieß er. Jetzt fiel es mir wieder ein.

In der Hoffnung, etwas ruhiger zu werden, hatte ich mich vergangene Nacht den zwei Flaschen Weißwein hingegeben. Sie hatten nicht geholfen. Als ich heute Morgen aufwachte, war ich immer noch wütend. Ich hatte mit Sophie am Telefon darüber gesprochen, ihr aber noch nichts von dem Brief erzählt. Manuela hatte mir den Text wie erwartet zurückgeschickt, und ich hatte mich noch nicht wieder drangesetzt. Es gab Wichtiges. Prompt rief Frau Dr. Raabe an und fragte schon wieder nach der Patientenverfügung.

Auf Wikipedia fand ich eine Beschreibung, die halbwegs verständlich war. *Eine Patientenverfügung ist eine Willenserklärung einer Person für den Fall, dass sie ihren Willen nicht (wirksam) gegenüber Ärzten, Pflegekräften oder Einrichtungsträgern erklären kann. Sie bezieht sich auf medizinische Maßnahmen*

wie ärztliche Heileingriffe und steht oft im Zusammenhang mit der Verweigerung lebensverlängernder Maßnahmen. Nachdem ich die Beschreibung gelesen hatte, rief ich im Krankenhaus an. Ich musste eine Weile warten, bis Frau Dr. Raabe gefunden wurde. Als sie endlich ans Telefon kam, klang sie etwas außer Atem, und ich stellte mir vor, dass sie gerade lebensverlängernde Maßnahmen verweigert hatte und von Angehörigen durchs Krankenhaus gejagt worden war.

»Was passiert eigentlich, wenn es diese Willenserklärung nicht gibt?«, fragte ich.

»Sie haben sie noch nicht gefunden?«

Ich hatte noch nicht mal danach gesucht.

»Nein.«

»Dann ist der mutmaßliche Wille zu erforschen.«

Sie klang sehr sachlich, so, als sei die Organisation des Sterbens für sie ein alltäglicher Vorgang, der mit Sorgfalt abgearbeitet werden musste.

»War Ihr Vater religiös? Hat er Ihnen gegenüber geäußert, was in so einem Fall zu tun ist? Was hat er gesagt, wenn Sie über dieses Thema gesprochen haben?«

»Wir haben nie übers Sterben gesprochen.«

Wir hatten ja noch nicht mal übers Leben geredet.

»Wenn die Haltung Ihres Vaters nicht zu ermitteln ist, werden ich und meine Kollegen anhand der indizierten Maßnahmen entscheiden.«

Das war vielleicht auch besser so. Ich wollte auf keinen Fall die Verantwortung übernehmen. Ich stellte mir den Moment vor. *Ziehen Sie den Stecker*, würde ich sagen. Und genau in diesem Augenblick würde er aufwachen und missbilligend den Kopf schütteln und etwas sagen, das ich seit Jahren von ihm kannte: *Wusste ich es doch*. Ich fuhr dennoch los, um nach einer solchen Verfügung zu fahnden.

Vor dem Haus standen immer noch die Mülltonnen auf dem Bürgersteig. An der Haustür klebte ein polizeiliches Siegel. Ich rief Fabich an, der mir mitteilte, die Wohnung sei aus seiner Sicht freigegeben, ich könne mich umsehen, wenn ich wollte. Der Schlüssel hakte ein wenig, ich musste gegen die Tür drücken, bis sie nachgab.

Eine feuchte, modrige Kälte schlug mir entgegen. In der Küche saß eine Ratte zwischen Bergen von schmutzigem Geschirr auf dem Tisch und hielt den Rest einer Pizza zwischen den Pfoten. Wir waren beide überrascht, uns hier zu sehen. Sie offensichtlich weniger als ich, denn sie ließ sich nicht stören, hielt nur inne, als wartete sie darauf, dass ich endlich weiterging und sie nicht länger beim Fressen störte. Der Wasserhahn tropfte.

Ich verließ die Küche und ging durch den Flur ins Wohnzimmer. Die schweren Übergardinen waren zugezogen. Staub schwebte in den Lichtbalken, die durch einen schmalen Spalt ins Zimmer fielen. Auf dem Couchtisch lagen Dutzende ungeöffnete Briefe. Einer enthielt zwei Karten für die Morgenröte-Tour. War mein Vater ein Götz-Wolf-Fan? Davon hatte er mir nie etwas erzählt. Kontoauszüge, Rechnungen, Mahnungen. Seit vier Monaten hatte er den Festnetzanschluss nicht bezahlt. Zwei Schreiben von einer Firma mit dem Namen Geier-Inkasso. Eines wegen der Müllabfuhr und eines wegen einer Reiseversicherung. *Geier-Inkasso*. Fanden die das irgendwie komisch? Die Gesamtforderung betrug achthundertvierzig Euro. Wann hatte er aufgegeben, sich gegen den Niedergang zu stemmen? Schon bevor die Bank ihm die Kredite gekündigt hatte oder erst danach?

Geld war nie ein Thema zwischen meinem Vater und mir gewesen. Nicht, weil es im Überfluss vorhanden gewesen wäre, sondern weil er mich nicht für geeignet hielt, etwas Substan-

zielles zu der Frage beizusteuern. Bis ich zwölf war, erhielt ich Taschengeld, danach musste ich für drei Euro pro Stunde in der Backstube helfen. Morgens, bevor ich zur Schule ging. Meistens bin ich nach der Arbeit nicht mehr zur Schule gegangen, sondern habe mich in mein Zimmer verkrochen und noch ein paar Stunden geschlafen. Deswegen war nach dem Mittleren Schulabschluss vorbei gewesen. Was sollte ich machen? Ich gehörte nun mal nicht zur Spitzengruppe in meiner Klasse, sondern eher zu denen, die die Spitzengruppe überhaupt erst ermöglichten. Er hatte sich das Abschlusszeugnis angesehen und war enttäuscht gewesen. Danach war ich ausgezogen.

Im Schlafzimmer waren die Betten abgezogen, die Matratze auf der Seite, auf der er geschlafen hatte, von Flecken übersät. Die Schranktüren standen offen, Hemden, Anzüge, Unterwäsche, Hosen lagen auf dem Ehebett. Wie musste es ihm in den letzten Wochen und Monaten ergangen sein, wenn er sich so hatte gehen lassen? Je tiefer ich in sein Leben eindrang, umso mehr sah ich seine Not.

Und ehe ich mich noch abwenden und die Wohnung fluchtartig verlassen konnte, brachen all die Schuldgefühle hervor, die ich über Jahre von mir weggeschoben hatte. *Du hättest dich um ihn kümmern müssen. Er war dein Vater. Er hat dich nicht verlassen, deine Mutter ist gegangen.* Ich legte mich auf die saubere Seite des Bettes, rollte mich wie ein Wurm zusammen. Weinte und konnte nicht mehr aufhören. Sophie hatte es gewusst. *Du musst mit ihm reden, ihm sagen, wie es dir geht, dich mit ihm auseinandersetzen. Hör dir an, was er zu sagen hat. Es ist die einzige Möglichkeit, Frieden zu machen. Vielleicht kannst du ihm vergeben. Und es wäre gut, wenn du es tust, solange er noch am Leben ist.* Er war noch am Leben, aber er würde all das, was ich ihm zu sagen hatte, nicht mehr hören.

Es wurde bereits dunkel, als ich aufwachte. Ich suchte weiter nach der Patientenverfügung. Vielleicht lag sie in der Kammer direkt neben dem Bad. Die rote LED zeigte an, dass der alte Dell auf Stand-by lief. Ich setzte mich auf den Schreibtischstuhl, rüttelte an der Maus, der Bildschirm erwachte langsam wieder zum Leben. Das Mailprogramm war geöffnet. Er hatte begonnen, eine Nachricht an die Deutsche Bank zu schreiben. *Ihr Verbrecher könnt mich mal am Arsch lecken. Wenn einer von euch am Freitag bei mir auftaucht, landet er im Ofen. Das schwöre ich. Und dann mache ich euch fertig. Ich weiß genau ...*

Hier brach der Satz ab. Was wusste er genau? Wieso schrieb er, dass jemand von der Bank bei ihm auftauchen würde? Seit wann gab es denn so was? Normalerweise reagierten die doch nach dem Prinzip: *Der Kunde stört*. Und war derjenige dann tatsächlich gekommen? Würde die Bank einen Kunden, dem sie zuvor die Kredite gekündigt hatten, wirklich umbringen? Nein, noch nicht mal die Deutsche Bank, die ja nicht gerade für moralische Integrität bekannt war. Wenn ich vor einer Stunde noch eine tiefe Verzweiflung gespürt hatte, wurde ich nun richtig wütend. Es musste irgendwas über die Bank oder Ritter zu finden sein, aus dem ich ihnen einen Strick drehen konnte.

Ich rief Manuela an. Sie war nicht nur meine kritische Text-Inquisitorin, sondern auch noch eine geniale Rechercheurin. Egal, um was es ging, sie hörte nicht auf zu graben, bis sie in den Abgründen der Promis auf Öl stieß.

»Du musst mir helfen«, sagte ich.

»Um was geht es?«

Ich erzählte ihr von dem Brief.

»Es muss irgendwas geben, womit wir dieses Dreckschwein fertigmachen können.«

»Ich hör mich mal um«, sagte sie.

»Okay, danke.«

»Klar. Wann kommt Sophie zurück?«

»Heute.«

»Okay, wir sehen uns dann im Bus.«

Der Flughafen-Express war entgegen den Erwartungen pünktlich. Ich sah auf die Anzeigetafel. Sophie flog nur Lufthansa, weil es da angeblich das beste On-Board-Programm gab. Ich hatte am Telefon gesagt, wenn die Lufthansa was hat, dann ist es Verspätung. Zwei Stunden laut Anzeige. Es wäre besser gewesen, es nicht zu beschwören. Jetzt fühlte es sich wie ein ganzer Tag an. *Ich habe eine Überraschung für dich*, hatte Sophie am Telefon gesagt. Ich wartete. Vertrieb mir die Zeit mit Götz Wolf, Bruce Springsteen und Bob Dylan auf iTunes. Las eine Nachricht von Nellie auf *Signal*. Sie war meine Tante, also die Schwester meiner Mutter, und arbeitete bei der *Neuen Zeitung*. *Wie geht's dir? Tut mir leid mit dem Alten. Wenn du jemanden zum Reden brauchst, ruf an. Heute ist leider schlecht. Vielleicht nächste Woche. Wow*, dachte ich. So viel Empathie und Feingefühl. Wir hatten in den letzten Jahren kaum Kontakt gehabt. Wieso sollte ich also ausgerechnet Nellie anrufen? *Alles okay*, schrieb ich zurück.

Und dann trat sie nach drei Stunden durch die Tür. Die schönste Frau der Welt. Als hätte Gott mit ihr einen Prototyp schaffen wollen, von dem alle anderen Frauen nur fehlerhafte Kopien sein konnten. Auch wenn sie Klamotten trug, die sie aus einem Altkleidercontainer gezogen haben musste. Aber das galt nun mal als die amtlich coole, *woke* Garderobe für junge Schauspielerinnen. Sie war fast einen Kopf größer als ich. Lange braune Haare, die sie meist zu etwas hochband, das wie ein Turban aussah. Grüne Augen, links ein Grübchen auf der Wange. Sie schob einen vollbepackten Trolley vor sich her. Wie sie die drei Koffer darauf wuchten konnte, war mir ein Rätsel. Wir umarmten uns, und sie heulte sofort los.

»Es tut mir so leid«, schluchzte sie.

Sophie mochte meinen Vater. Ab und an hatte sie mit ihm telefoniert, ihm begeistert zugehört, wenn er ihr das Geheimnis von Sauerteig und händischem Kneten und Liegezeiten erklärte. Ich glaube, für ihn war sie die ideale Schwiegertochter, die nur leider mit jemandem zusammen war, der nicht ihre Klasse hatte. Ich sagte, dass es besser wäre, wenn wir nach Hause fahren, bevor ich auch noch anfangen würde zu heulen.

In der Bahn tuschelten die Leute. *Das ist doch Georg Herzfeld. Nee, ist er nicht. Doch ist er.* Einige versuchten, Blickkontakt aufzunehmen, weil sie ein Autogramm haben wollten. Ich vermied es, sie anzuschauen. Sie sollten mich in Ruhe lassen. Ich hatte nicht die Kraft, so zu tun, als wäre alles in Ordnung. Sophie fragte, wie es passiert war. Ich erzählte von dem Anruf.

»Wenn ich sofort zu ihm gefahren wäre, würde er jetzt nicht im Koma liegen«, sagte ich.

»Du konntest ja nicht wissen, dass es um etwas Wichtiges geht. Es hätte auch sein können, dass er nur wieder jemanden braucht, den er für sein Leid verantwortlich machen kann.«

Das klang gut. Aber es war nicht die Wahrheit.

»Ich hab ihm angehört, dass er in Not ist. Und ich hab gedacht: *Du kannst mich mal, Alter.* Ich hab ihn absichtlich schmoren lassen. Ich wollte, dass er noch mal anruft, dann würde ich rangehen und ihm sagen, dass ich keine Zeit habe und er zusehen soll, wie er seinen Scheiß alleine auf die Reihe kriegt. Ich wollte es ihm heimzahlen.«

»Das stimmt alles, und du kriegst dafür auch kein Pfadfinderabzeichen. Aber du hast ihn nicht erhängt. Das hat er selbst getan.«

Ich war froh, dass sie das auch so sah. Wenn er wirklich so verzweifelt war, hätte er mit mir darüber reden sollen.

»Ja«, sagte ich. »Aber es ist trotzdem schwer zu akzeptieren.«
Ich zeigte ihr die Kopie des Briefes, den die Deutsche Bank ihm geschickt hatte. Sophie las langsam.

»Wieso haben die ihm sämtliche Kredite gekündigt?«

»Weil er mit den Raten im Rückstand war. Er hat sechs Monate lang nichts gezahlt.«

»Woher weißt du das?«

»Ich war in seinem Büro. Er hat der Bank geschrieben, dass sie ihm noch ein paar Monate geben sollen, weil er seinen Laden verkaufen will und dann alle Kredite zurückzahlen kann. Die Antwort war der Brief.«

Mein Handy klingelte. *Manuela* stand auf dem Display.

»Ja?«

Ich hörte ihr eine Weile zu. Sophie schrieb eine Nachricht an ihre Mutter, um ihr mitzuteilen, dass sie heil in Berlin angekommen war.

»Manuela hat etwas gefunden«, sagte ich, nachdem ich das Gespräch beendet hatte.

Ich erklärte Sophie, dass ich Manuela auf den Chef der Deutschen Bank angesetzt hatte.

»Vielleicht hat er Affären, von denen niemand was wissen darf, oder er geht zu Prostituierten, lässt sich auspeitschen, was weiß ich? Vielleicht steht er auf kleine Jungs. Leute in solchen Positionen haben Dreck am Stecken. Das liegt in der Natur des männlichen Sexualtriebs.«

Sophie lachte. Vermutlich wollte sie nicht glauben, dass ich das ernst meinte.

»In der Natur des männlichen Sexualtriebs?«

»So ist es. Hast du dich schon mal gefragt, wodurch Karrieren gestoppt werden?«, sagte ich. »Sex. Und Gier nach Geld. Und Gier nach Geld ist nur eine Erscheinungsform des Sexualtriebs. Also bleibt es beim Sex.«

»Georg, du willst dich nicht ernsthaft mit dem Chef der Deutschen Bank anlegen.«

Eine Zeit lang hatten wir in meiner Show eine Nummer, die hieß *Zum Abschluss freigegeben*. Wir luden Promis ein und konfrontierten sie mit peinlichen Fotos, die sie irgendwann mal gepostet hatten. Einige im Team, auch Sophie, fanden den Titel zu martialisch. Jetzt hieß es nicht mehr *Zum Abschluss freigegeben*, sondern *Die nackte Wahrheit*.

»Doch, genau das will ich. Ich will diesen Scheißkerl fertig machen.«

»Weil du denkst, dass dann die Stimme verstummt, die dir zuflüstert, dass du schuld bist?«

Manchmal hasste ich ihr Talent, Dinge auf den Punkt zu bringen. Sie war ein verdammter Seismograf für all die tiefen Erschütterungen, die ich in logische Erklärungen verpackte. Ja, vielleicht war es so. Vielleicht wollte ich tatsächlich die Stimme zum Verstummen bringen. Aber es waren Ritter und die Bank gewesen, die meinem Vater die Schlinge um den Hals gelegt hatten. Und damit durften die nicht davonkommen. Um das Thema zu beenden, lenkte ich ab.

»Was für eine Überraschung hast *du* eigentlich für mich?«, fragte ich Sophie.

»Nicht jetzt«, antwortete sie. »Wenn wir zu Hause sind.«

»Was Gutes oder was Gutes?«

»Das kommt auf dich an.«

»Sag schon.«

Sie zögerte, als würde sie sich selbst vor der Überraschung fürchten.

»Meine Tage sind überfällig.«

»Wie lange?«

»Drei Wochen.«

»Oh! Okay«, sagte ich.

Sophie sah mich erstaunt an. *Okay* war nicht das, was sie hören wollte. Aber ich wusste in dem Moment tatsächlich nicht, was ich sonst sagen sollte. Ich wusste nicht, was ich überhaupt sagen sollte. *Ein Kind*. War ich dafür bereit? Wir hatten ein paarmal darüber geredet, dass wir eine Familie gründen wollten. Drei Kinder, hatte ich gesagt. Von jeder Sorte eins. Männlich, weiblich, divers. Sophie hatte den Witz nicht komisch gefunden.

»Wie sicher bist du?«, fragte ich.

Sie war sich sehr sicher. Ich konnte es sehen.

»Ich hab Angst, dass du nicht dafür bereit bist, dass du einen Rückzieher machst.«

»Warum soll ich einen Rückzieher machen? Ich freue mich.«

»Wirklich?«

»Wirklich.«

»Auch wenn du gesagt hast, dass du die Show noch ein Jahr lang machen willst und dann vielleicht in die Politik gehst? Ich will kein Klotz an deinem Bein sein. Und erst recht will ich nicht zu Hause sitzen und darauf warten, dass du am Wochenende mal eine Stunde Zeit für mich und das Baby hast. Wenn Eltern, dann mit gleichen Rechten und Pflichten.«

»Das wird nicht passieren. Ich versprech's dir.«

Sie lächelte, umarmte mich, küsste mich. Aber mit ihrer Angst hatte sie recht. Ich war nicht bereit.